

Aus: literatur, Beilage der jW vom 14.03.2013

Mit Akkuratessse und Disziplin

Müßte man mal gelesen haben: ein Standardwerk der Popliteratur

Kristof Schreuf

Kristof Schreuf war Ende der 1980er Jahre Sänger und Texter der Band Kolossale Jugend. Später sang er in der Band Brüllen. Seit den 1990ern schreibt Schreuf auch für Zeitschriften wie Spex, taz oder junge Welt.



Foto: Christian Ditsch/Version

Ein Buch, das ich seit zwei Jahren lesen will, hat der Literaturwissenschaftler Jens Reislöb veröffentlicht. Es heißt »Deutschsprachige Popmusik: Zwischen Morgenrot und Hundekot«, Untertitel: »Von den Anfängen um 1970 bis ins 21. Jahrhundert - Grundlagenwerk - Neues Deutsches Lied (NDL)«. Bisher habe ich nur drin geblättert und hier und da reingeschaut.

Nach meinem Eindruck bleibt Reislöb mit Akkuratessse und Disziplin an einem roten Faden dran. Er führt ihn durch drei von ihm sogenannte »Phasen«, legt ihn über fünf »Felder« und macht ihn an »fast 100 Stilen« des NDL fest.

Trotzdem habe ich schon einige Pünktchen gefunden, wo ich »Nein!« schreie. Würden es mehr werden, wenn ich »richtig« lese? Um das zu klären, führe ich drei davon hier auf.

Punkt 1: Die Bands der Hamburger Schule, schreibt Reislöb, haben Lieder mit »reflektiert-diskursiven, betont lyrischen, häufig melancholisch-düsteren Texte (n)«. »Melancholisch-düster« ist mir aufgefallen. Wir, also Reislöb genauso wie ich und ein Teil unserer Freunde, sagen solche Sachen. Denn wir sind Musikinteressierte. Wir wurden redegewandt, weil wir darüber nicht schweigen wollten. Wir verstehen Zeichen in Liedern, checken Codes, hören Untertöne und kriegen Subtexte mit. Trotzdem unterstehen unsere darüber geschriebenen Worte nur zum Teil unserer Kontrolle.

»Melancholisch-düster« ist dafür ein Beispiel. In der Mitte des 19. Jahrhunderts unternahmen Friedrich Engels und, sechzig Jahre später, Jack London Sozialrecherchen in England. Engels sprach von »der arbeitenden Klasse«. London, dramatischer, von den »Menschen am Abgrund«. Beide meinten Leute, die sehr viel und unter schrecklich schlechten Bedingungen arbeiten mußten, so daß sie schnell davon krank wurden und bald starben. Falls der Weltgeist in dieser Zeit in England gewohnt hat, war das schreiende Unrecht sein Nachbar. London und Engels wollten das belegen. Auch ihnen ist dafür seinerzeit ein melancholisch-düsterer Blick unterstellt worden. Aber dabei beschrieben sie, Engels mit wissenschaftlichem Anspruch, London als literarischer Reporter, bloß die Verhältnisse. Und die sahen für die beiden nun mal nicht so aus, daß sie Anlaß gehabt hätten, vor Freude im Quadrat zu springen.

Bei der Hamburger Schule sehe ich es ähnlich, allerdings mit einem bestimmten Dreh. Ähnlich, weil auch etwa Dirk von Lowtzow, Frank Spilker oder Jochen Distelmeyer nachguckten, wie die Verhältnisse ausschauten. Sonst hätten sie nicht von ihrer Sehnsucht nach einer Jugendbewegung gesungen, nachdem gerade, das heißt Anfang bis Mitte der neunziger Jahre, klar wurde, daß da keine mehr war. Sie hätten nicht das Selbstbewußtsein gehabt, keine Parolen wie »Fickt das System« mehr zu brauchen. Sie hätten kaum einen solch dicken Trennungsstrich gezogen: »Wir sind politisch und sexuell andersdenkend«.

Der Dreh, den ich meine, kommt bei Sozialrecherchen oder eportagen kaum vor. Er betrifft die Verbindung zwischen dem, der singt, und dem, der zuhört. Letzterer geht davon aus, daß er das, was er da hört, so gut versteht wie sonst keiner. Das Lied »spricht« vor allem über ihn. Zwischen dem, der zuhört, und dem Sänger entsteht so eine besondere Verbindung. Das ist kein Wunder, denn der Sänger hat ihm schließlich mitgeteilt, daß er einzigartig ist.

Lieder, und auch die unter der Überschrift NDL, können also sehr persönliche Folgen haben. Daraus beziehen sie den Großteil ihrer Wirkung. Bei Engels und London kam seinerzeit allerdings kaum jemand darauf, von der

Stimmung, die in ihren Formulierungen steckte, auf die Befindlichkeiten der Verfasser beim Schreiben zu schließen. Beim NDL ist das anders. Da wird erwartet, daß ein Sänger für seinen Text mit seiner ganzen Person einsteht. Diese muß meinen, was jener sagt. Alles andere gilt als grobe Regelverletzung.

Daß es Songtexte mit Ironie, mit Zwischentönen oder Verfremdungseffekten gibt, ist nicht zu bestreiten. Aber sie werden halt lieber ohne gehört. Denn das vergrößert den Reiz. Zur Bewertung eines Stücks gehört die Bewertung des Sängers. Und das ist der Haken: Bei melancholisch-düsteren Texten näherte ich mich auf diese Weise der Meinung, daß es sich bei den betreffenden Sängern auch um entsprechend niedergeschlagene Menschen handeln müßte. Womöglich brauchen sie Betreuung durch Psychologen. Aber einen klaren, hellen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, so wie es Engels und London hinkriegten, wird ihnen kaum gelingen. Schade.

Zweiter Punkt: Reisloh zitiert Ronald Strehl. Für den suchen die Bands der Hamburger Schule nach »Alternativen zu herkömmlichen Lebensentwürfen oder vertreten Zeitgeist-Gegenpositionen aus purer Lust an der Provokation«. Falls sie wirklich die einen gesucht oder die anderen vertreten haben, dann taten das vor ihnen schon etwa Lettristen, Situationisten, Beatniks, Hippies, etliche Auftretende der Burg Waldeck-Festivals, '68er, Glamrockers oder Punks. Die Grüne Partei trat am Anfang unter dem Namen »Alternative Liste« an. Ihre ersten Bundestagsabgeordneten konnten mit Strickpullovern, Nähzeug und Blumentöpfen im Plenarsaal freundlich provozieren. Selbst Teilnehmern des Tunix-Kongresses in Berlin war es kurz zuvor ebenfalls noch um Alternativen zum schlechten Leben und um Zeitgeist-Gegenpositionen gegangen. War oder ist die Suche der Hamburger Schule wirklich so unspeziell?

Drittens. Bei Reislohs Fünf-Felder-Theorie geht es unter anderem darum, »das fünfte Feld nicht zu vernachlässigen, wie es bisher häufig geschah.« Aber wurde dieses fünfte Feld, also der »übergeordnete Kontext«, also gesellschaftliche, biographische oder anderweitige Informationen zu Songs wirklich nicht genügend berücksichtigt? Liefert nicht für viele Interessierte eben genau dieser übergeordnete Kontext seit langer Zeit den stärksten Reiz, sich überhaupt mit Popsongs oder dem NDL zu beschäftigen?

Es gibt Menschen, denen dieser Kontext bloß auf den Senkel geht. Sie rächen sich an der Musik, indem sie aus ihr immer bloß eine Ansammlung von Tönen in diesem oder jenem Stil raushören möchten. »Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band« von den Beatles? - Schwache Songs. »Never Mind the Bollocks« von den Sex Pistols? - Eine Hardrock-Platte. Die drei Akkorde, die mal zur Gründung einer Band reichen sollten? - Ganz schön wenige Akkorde. Das Gitarrenriff von »Smoke on the Water«? - Simpel.

Es weckt den Argwohn solcher Menschen, wenn einer in Musik mehr entdeckt. Dann drehen sie auf und fordern, daß man eine Geschichte ganz und von Anfang an erzählt. Und das ist vielleicht ein Problem beim Sprechen oder Schreiben über das NDL: Daß man auch zu den unterschiedlichsten Anlässen immer und immer wieder gebeten wird, von vorn zu beginnen. Denn sonst ruft der Kontext-Feind sofort dazwischen: »Das verstehe ich nicht! Das mußt du mir erstmal erklären.«

Der Versuch, einen neuen Gedanken zu entwickeln, beginnt so mit jemandem, der den Laden aufhält. Jens Reisloh hat sich an den Schreibtisch gesetzt, um wieder mit ihm ins Gespräch zu kommen. Dabei ist ein faktenreiches, pädagogisches Buch entstanden. Auch für Kontext-Freunde.

Jens Reisloh: Deutschsprachige Popmusik: Zwischen Morgenrot und Hundekot. Telos, Münster 2011, 503 Seiten, 39 Euro